

Osamu Dazai
Die sinkende Sonne

OSAMU DAZAI

DIE SINKENDE SONNE

ROMAN

*Aus dem Japanischen
von Oscar Benl*

Anaconda

Lizenzausgabe mit Genehmigung der
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1958 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Der Text wurde unter Wahrung von sprachlichen Eigenheiten auf
neue Rechtschreibung umgestellt und an wenigen Stellen behutsam
überarbeitet. Die Schlussbemerkung des Übersetzers wurde inhaltlich
unverändert übernommen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten
Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach
§ 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit
ausgeschlossen.

1. Auflage

© dieser Ausgabe 2026 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Katja Holst, Frankfurt am Main
Umschlagmotive: Adobe Stock © DRN Studio (Hintergrundbild Kyoto),
© mark (Silhouette Frau)
Satz und Layout: Achim Münster, Overath
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-1654-3
www.anacondaverlag.de

Oh«, schrie Mama leise auf. Sie führte gerade einen Löffel Suppe elegant zum Mund.

»Ein Haar?«

Ich fürchtete, ein Haar oder irgendein anderes garstiges Ding wäre in die Suppe geraten.

»Nein!«

Als sei nichts geschehen, führte sie den nächsten Löffel Suppe zum Mund, hierauf wandte sie ihr Gesicht ruhig zur Seite, warf einen Blick auf die erblühten Kirschbäume draußen vor dem Küchenfenster und ließ dann, weiter hinausstarrend, mit eleganter Gebärde den nächsten Löffel Suppe zwischen die Lippen gleiten. Das Wort »elegant« ist in Mamas Fall bestimmt nicht übertrieben. Die westlichen Esssitten, wie sie in Frauenzeitschriften geschildert werden, sind freilich anders. Mein Bruder Naoji hat zu mir, seiner älteren Schwester, einmal gesagt:

»Wenn jemand einen Adelstitel hat, ist er noch lange kein Aristokrat. Es gibt vortreffliche Aristokraten, die zwar keinen Titel, aber einen ganz natürlichen Adel besitzen, und andere, die wie wir einen solchen Titel führen dürfen, sind alles andere als aristokratisch, man möchte sie eher zum Pöbel zählen. Hat man etwa bei Iwashima (einem Grafen und Schulfreund von Naoji) nicht das Gefühl, dass er noch viel ordinärer ist als irgendein Kerl, der im Freudenviertel von

Shinjuku die Gäste heranlockt? Bei der Hochzeitsfeier seines Schwagers Yanai (ebenfalls ein Schulfreund meines Bruders, der zweite Sohn eines bekannten Grafen) hat dieser Bursche einen Smoking getragen, wozu wirklich kein Anlass war. Aber das war nicht das Schlimmste; als er dann seine Tischrede hielt und mit hochtrabenden Phrasen um sich warf, wurde mir geradezu übel. Nichts als eitle Spiegelfechterei! Vornehmheit und gespreiztes Getue haben wirklich nichts miteinander zu schaffen! Im Hongo-Bezirk gibt es viele Pensionen, bei denen außen auf dem Schild ›Erstklassige Pension‹ steht; genauso sind die meisten ›Adligen‹ nichts weiter als ›Erstklassige Bettler‹. So etwa dieser Iwashima! In unserer Familie ist allein Mama von echtem Adel. Ja, sie allein. Nur sie ist echt! Niemand von uns kommt ihr gleich.«

Beim Essen der Suppe etwa beugen wir uns über den Teller, nehmen mit quer gehaltenem Löffel die Suppe auf und schaffen sie so zum Mund. Mama hingegen stützt sich mit den Fingern ihrer linken Hand graziös auf den Tischrand, sie beugt ihren Oberkörper nicht eine Spur nach vorne; erhobenen Kopfes und ohne den Teller auch nur flüchtig anzusehen, nimmt sie die Suppe mit dem Löffel auf, führt diesen, ganz unbeschreiblich leicht und flink wie eine Schwalbe, genau im rechten Winkel zum Mund und lässt dann die Suppe von der Spitze des Löffels zwischen die Lippen hineinfließen. Unbefangen in die Runde blickend, bewegt sie den Löffel wie einen zierlichen Flügel; sie verschüttet dabei nicht einen Tropfen, und man hört weder ein Schlürfen noch ein Geklapper. Das entspricht in manchen Einzelheiten vielleicht nicht ganz der europäischen Etikette, aber in meinen Augen ist es entzückend. Ich habe das Gefühl, genauso und nicht anders muss es sein. Sitzt man aufrecht da und lässt

die Suppe von der Löffelspitze in den Mund fließen, schmeckt sie erstaunlicherweise viel besser, als wenn man sie, ängstlich über den Teller gebeugt, von dem seitlich herangeführten Löffel mit den Lippen abnimmt. Aber da ich ja, wie Naoji sagt, nur eine »Erstklassige Bettlerin« bin, gelingt es mir auch nie, den Löffel so leicht und mühelos elegant wie Mama zu handhaben, und so beuge ich mich denn, wie es die formelle Etikette befiehlt, resigniert und freudlos über den Teller.

Nicht nur bei der Suppe, auch sonst beim Essen wich Mama von den Gepflogenheiten ab. Kam Fleisch auf den Tisch, so schnitt sie mit Messer und Gabel alles in kleine Stückchen, legte dann das Messer zur Seite, nahm die Gabel in die rechte Hand, spießte damit eines nach dem anderen auf und verzehrte es mit strahlendem Behagen. Und beim Hühnchen nahm Mama, während wir uns furchtbar damit abplagten, das Fleisch geräuschlos von den Knochen zu lösen, flink den Knochen mit den Fingern auf und nahm gleichmütig mit ihren Lippen das Fleisch von den Knochen. Ein so barbarisches Verfahren war bei Mama nicht nur reizvoll, es wirkte bei ihr geradezu erotisch. Und nicht nur beim Hühnchenessen, auch wenn es Schinken oder Wurst zum Abendessen gab, griff sie mit den Fingern danach und aß auf diese Weise.

»Weißt du eigentlich«, sagte sie einmal zu mir, »warum die Reisklöße so herrlich schmecken? Weil sie mit den Fingern geformt sind!«

Wahrhaftig, so musste ich mir gestehen, isst man mit den Händen, schmeckt es gleich noch einmal so gut. Aber wenn ich als »Erstklassige Bettlerin« Mama nachahmen wollte, fürchtete ich, erst recht als eine solche zu erscheinen, und so verzichtete ich.

Selbst mein Bruder Naoji hat gesagt, dass wir an Mama nicht heranreichen, und mich selber hat die Unfähigkeit, es ihr gleichzutun, manchmal ganz verzweifelt gemacht. Einmal saßen wir im Garten unseres Hauses in Nishikata-machi, es war eine zauberhafte Mondnacht im Frühherbst. Ich betrachtete zusammen mit Mama aus der Gartenlaube am Rand des Teiches den Mond, und wir unterhielten uns lachend darüber, wie sich wohl die Heiratsvorbereitungen eines Fuchses von denen einer Maus unterscheiden könnten, da stand Mama plötzlich auf und ging hinter das Lespedeza-Gebüsch. Nach wenigen Augenblicken steckte sie aus den weißen Blüten ihr Gesicht hervor, das noch viel heller als die Lespedeza strahlte, und rief fröhlich:

»Kazuko! Was meinst du wohl, was ich jetzt tue?«

»Ein paar Blüten pflücken!«

Da lachte sie leise auf:

»Ein kleines Wässerchen!«

Ich war verblüfft, da sie dort gar nicht gebückt saß. Aber sie besaß eben einen Charme, der unnachahmlich war. Von der Geschichte mit der Suppe heute Morgen bin ich nun zwar arg abgeschweift, aber neulich las ich wahrhaftig, dass im Frankreich der großen Ludwig-Könige die Hofdamen ihr kleines Geschäftchen ganz unbefangen in dem Palastgarten, ja selbst in den Ecken der Korridore verrichteten! So viel Unbefangenheit ist entzückend, und Mama kommt mir seitdem wie die allerletzte der wahrhaft adeligen Damen vor.

Nun, heute Morgen, als sie beim Suppenessen leise aufgeschrien hatte, verneinte sie meine Frage, ob denn ein Haar darin sei. »Vielleicht ist sie zu salzig?«

Ich hatte die Suppe aus grünen Konservenerbsen bereitet,

die uns aus amerikanischen Beständen zugeteilt worden waren, und fragte nur, weil ich meiner Kochkunst nicht ganz vertraute und Mamas Antwort mich keineswegs beruhigt hatte. Ganz ernst erwiderte sie mir aber:

»Du hast sie sehr gut gemacht!«

Und sie nahm, da sie eben mit der Suppe fertig war, einen in Seetang gewickelten Reiskloß mit den Fingerspitzen auf und verspeiste ihn.

Von klein auf hat mir das Frühstück nie recht geschmeckt, vor zehn Uhr vormittags spüre ich keinen Hunger, und so hatte ich auch heute die Suppe nur mit Mühe und Not geschafft. Das Hauptgericht war die reine Qual. Ich legte mir nur zögernd die Reisklöße auf, zerteilte sie, indem ich hineinstach, und führte dann ein Stückchen nach dem anderen, ähnlich wie Mama die Suppe löffelte, genau im rechten Winkel zum Mund, wie man kleine Vögel füttert. Während ich so lustlos und trödelnd aß, war Mama mit dem Frühstück schon fertig geworden, sie erhob sich leise und sah mir, mit dem Rücken an die von der Morgensonne beschienene Wand gelehnt, schweigend zu.

»Kazuko! So ist das nichts! Du musst noch so weit kommen, dass dir das Frühstück am allerbesten schmeckt!«

»Oh, Mama! Schmeckt es denn dir?«

»Natürlich – ich bin ja nicht mehr krank!«

»Krank? Ich war doch krank, nicht du!«

»Nein, nein.« Mama schüttelte traurig lächelnd den Kopf. Ich war vor fünf Jahren lungenkrank geworden und hatte lange liegen müssen, aber ich wusste sehr wohl, dass an all dem nur meine störrische Art schuld war. Mamas Erkrankung neulich war hingegen wirklich angsterregend und sehr bedrückend ge-

wesen; gleichwohl hatte sie sich auch während ihrer Krankheit nur um mich gesorgt.

»Ach!«, seufzte ich auf.

»Was ist?«, fragte diesmal nun Mama. Wir blickten einander in die Augen, fühlten, dass wir uns vollkommen verstanden, und als ich schließlich laut herausplatzte, lächelte auch sie. Immer, wenn mich Kummer und Scham bedrängen, entschlüpft mir dieser seltsame, leise Aufschrei! Ich hatte plötzlich an meine Scheidung vor sechs Jahren denken müssen, und in unerträglichem Schmerz war mir dieser kleine Laut über die Lippen gedrungen. Aber warum hatte Mama geseufzt?

Für Mama gab es keine Vergangenheit, derer sie sich zu schämen hatte. Nein, und doch – was war es nur?

»Mama, woran hast du vorhin gedacht?«

»Das habe ich vergessen!«

»Dachtest du an mich?«

»Nein, nein!«

»An Naoji?«

»Hm«, begann sie, dann ließ sie den Kopf sinken.

»Vielleicht ...«

Mein Bruder Naoji war noch während seines Universitätsstudiums zum Militär eingezogen und auf eine Insel in der Südsee geschickt worden, aber es kam bald keine Nachricht mehr von ihm, und als der Krieg zu Ende war, hieß es, er sei vermisst. Mama sagte, sie sei darauf gefasst, ihn nie wiederzusehen, aber ich wies es mit Entschiedenheit ab, auf so etwas »gefasst« zu sein. Ich war fest davon überzeugt, ihn eines Tages wiederzusehen. Nun aber sagte Mama:

»Ich meinte, ich hätte alle Hoffnung schon aufgegeben, aber als ich die wundervolle Suppe aß, musste ich plötzlich an ihn

denken und war ganz verzweifelt. Ich hätte doch besser für ihn sorgen müssen!«

Naoji hatte sich, kaum dass er in das Obergymnasium eingetreten war, mit wahren Fanatismus der Literatur verschrieben, er führte ein Leben wie ein echter Taugenichts, und ich kann gar nicht sagen, wie viel Kummer er Mama bereitet hat! Und trotzdem hat nun Mama, als sie die Suppe löffelte, an ihn gedacht und in der Bedrängtheit ihres Herzens leise aufgeschrien. Ich stopfte mir den Reis in den Mund, in den Augen wurde mir ganz heiß.

»Es geht ihm sicher gut. Unserem Naoji geht es bestimmt gut! Bösewichte wie Naoji, die sterben nicht! Es sterben doch immer nur die schönen und sanften Menschen. Naoji könnte man mit einem Stock prügeln, er stürbe nicht!«

Da lächelte Mama und meinte scherzend:

»Dann stirbst du, Kazuko, also sehr früh?«

»Oh, warum? Ich bin böse und hässlich, ich werde achtzig!«

»So? Dann wird deine Mama zweifellos neunzig!«

»Ja ...«, fing ich an, zögerte aber dann verlegen. Böse Menschen leben lange. Hübsche Menschen sterben früh. Mama ist hübsch! Aber ich möchte doch, dass sie lange, lange lebt! Ich wurde ganz verwirrt.

»Du bist wirklich schlimm, Mama!«

Meine Unterlippe begann zu zittern, und mir schossen die Tränen in die Augen.

Soll ich nun von der Schlange erzählen? An einem Nachmittag vor vier, fünf Tagen entdeckten die Nachbarskinder in dem Bambusgebüsch am Gartenzaun etwa zehn Schlangeneier.

»Das sind Natterneier!«, schrien sie. Und da ich fürchtete,

den Garten nie wieder ohne Angst betreten zu können, wenn dort erst zehn Nattern hausten, rief ich:

»Die wollen wir verbrennen!«

Die Kinder tanzten vor Freude und liefen hinter mir drein. In der Nähe des Bambusgehölzes schichteten wir Blätter und Reisig aufeinander, zündeten den Haufen an und warfen die Eier, eines nach dem anderen, ins Feuer. Aber die Eier wollten nicht verbrennen. Die Kinder häuften noch mehr Laub und Zweige darauf und entfachten so ein gewaltiges knatterndes Feuer, allein die Eier erhielten sich unversehrt.

Ein Mädchen aus dem Bauernhaus an der Straße unten rief lachend über den Zaun:

»Was macht ihr denn da?«

»Wir verbrennen Natterneier! Es wäre doch grässlich, wenn die alle auskröchen!«

»Wie groß sind sie?«

»Wie Wachteleier. Ganz weiß!«

»Aber das sind doch nur Eier von ganz harmlosen kleinen Schlangen! Keine Natterneier! Rohe Eier verbrennen nicht so leicht!« Darauf verschwand das Mädchen wieder, sie lachte über uns wie über einen guten Witz.

Wir hielten das Feuer etwa eine halbe Stunde lang in Gang. Da die Eier dann noch immer nicht verbrennen wollten, nahmen die Kinder sie wieder heraus und vergruben sie unter einem Pflaumenbaum. Ich sammelte kleine Steine und baute daraus ein kleines Grabmal für sie.

»So, und jetzt wollen wir alle ein wenig dafür beten!« Ich kniete nieder, faltete die Hände, und da knieten nun auch die Kinder alle brav hinter mir und beteten gleichfalls. Als ich das kleine Volk dann verließ und allein langsam die Steintreppe

hinanstieg, stand oben, im Schatten des Glyzinienspaliers, Mama.

»Was hast du Schreckliches getan!«

»Ich hatte geglaubt, es seien Nattern, aber es waren nur harmlose Schlangen. Wir haben ihnen dafür ein richtiges Begräbnis gegeben!«

Ich schämte mich sehr, dass Mama mich dabei beobachtet hatte. Mama ist durchaus nicht abergläubisch, aber seit Papa vor zehn Jahren in unserem Haus in Nishikata-machi gestorben ist, fürchtet sie sich sehr vor Schlangen. Kurz vor Papas Tod sah sie nämlich neben seinem Kopfkissen eine dünne, schwarze Schnur auf der Matte und wollte sie nichtsahnend aufheben, da merkte sie entsetzt, dass es eine Schlange war!

Das Tier entfloh geschmeidig auf den Korridor hinaus und verschwand dort irgendwo. Nur Mama und Onkel Wada hatten sie bemerkt, sie sahen sich stumm in die Augen und schwiegen, um Papas letzte Augenblicke nicht zu stören. Wir beide, Naoji und ich, waren zufällig im Zimmer, man sagte uns nichts.

Am Abend nach Papas Tod aber sah ich dann mit eigenen Augen, wie sich um die Bäume am Gartenteich überall Schlangen ringelten. Ich bin heute neunundzwanzig, war also bei Papas Tod – vor zehn Jahren – bereits neunzehn Jahre alt. Ich war also kein Kind mehr und kann mich heute daher noch gut daran erinnern. Ich ging gerade zum Teich im Garten, um für die Totenfeier Blumen zu schneiden, blieb bei den Azaleen kurz stehen und entdeckte mit einem Male, dass sich um das Ende eines Azaleenzweiges eine kleine Schlange geringelt hatte. Auch an dem benachbarten Olivenbaum und an dem Ahorn, dem Ginster, der Glyzinie, dem Kirschbaum, überall

ringelten sich Schlangen, aber ich fürchtete mich eigentlich gar nicht so sehr. Ich hatte mehr das Gefühl, dass diese Schlangen, aus dem gleichen Schmerz um Papa wie ich, aus ihren Löchern gekrochen waren und nun für ihn beteten. Als ich dann mit leiser Stimme Mama von den Schlangen erzählte, nahm sie es ganz ruhig auf, sie neigte lediglich den Kopf ein wenig zur Seite, als dächte sie nach. Sie sprach auch später kein Wort darüber.

Tatsache ist jedenfalls, dass diese beiden Erlebnisse mit den Schlangen in Mama eine gewaltige Abscheu gegen diese Tiere hervorgerufen hatten. Vielleicht war es weniger Abscheu als Respekt und Furcht, richtige Ehrfurcht, die sie von nun an vor ihnen empfand.

Als sie jetzt entdeckte, dass ich Schlangeneier hatte verbrennen wollen, erschien ihr das sicherlich als ein großes Unheil, und so war auch mir plötzlich zumute, als hätte ich etwas Schreckliches angerichtet. Angst packte mich, was ich getan hatte, könnte Mama Unglück bringen. Noch am nächsten Tag und auch den Tag darauf musste ich immerfort daran denken. Und trotzdem hatte ich am Morgen diese dumme Bemerkung gemacht, die schönen Menschen stürben früher als die anderen.

Als ich das gesagt hatte, wusste ich auch nicht, wie ich es wieder hätte zurücknehmen können, und war plötzlich in Tränen ausgebrochen. Und als ich nachher den Tisch aufräumte, war mir, als sei eine kleine unheimliche Schlange, die Mamas Leben verkürzte, in meine Brust gekrochen. Ich war fassungslos vor Entsetzen.

Noch am gleichen Tag entdeckte ich eine Schlange im Garten. Es war ein schöner, heiterer Tag, und ich wollte, nachdem ich in der Küche fertig geworden war, einen Korbstuhl auf den Rasen tragen und dort stricken, aber als ich hinaustrat, sonnte

sich beim Bambusgras an den Gartensteinen eine Schlange. Oh, wie scheußlich, dachte ich nur, trug sofort den Korbstuhl wieder zurück, setzte mich auf einen gewöhnlichen Stuhl in der Veranda und machte mich in aller Ruhe ans Stricken.

Am Nachmittag wollte ich aus dem Bücherhäuschen ganz hinten im Garten eine Sammlung von Bildern der Malerin Laurencin holen, da kroch, als ich den Garten betrat, ganz langsam eine Schlange über den Rasen. Es war die gleiche Schlange wie am Morgen. Eine zarte, wundervolle Schlange. Ein Schlangenweibchen, dachte ich sofort. Ruhig kroch sie über das Gras, kam dann in den Schatten eines wilden Rosenstrauches, und dort hielt sie inne. Sie hob den Kopf und ließ ihre feuerrote, winzige Zunge hin und her zittern. Offenbar suchte sie etwas, aber nach einer Weile ließ sie den kleinen Kopf matt zu Boden sinken und ringelte sich betrübt zusammen. Auch jetzt empfand ich nur sehr stark, wie wunderschön diese Schlange war. Ich holte mir dann aus dem Bücherhäuschen im Garten den Bilderband und sah auf dem Rückweg noch einmal nach ihr, aber sie war bereits verschwunden.

Am Abend, als ich im Chinesischen Zimmer mit Mama Tee trank und dabei auf den Garten hinausblickte, erschien an der dritten Steinstufe ganz langsam die Schlange vom Morgen wieder. Meine Mutter entdeckte sie sofort.

»War es diese da?«, rief sie leise, kam gleich zu mir her und blieb, meine Hand fest in der ihren, neben mir stehen. Da begriff ich plötzlich, was sie meinte.

»Du meinst die Mutter der Schlangeneier?«, kam es mir stockend über die Lippen.

»Jaja!«

Mamas Stimme klang erregt. Wir hielten einander fest an

den Händen und starrten atemlos, schweigend auf das Tier. Traurig auf dem Stein zusammengeringt, begann sie sich plötzlich wieder zu bewegen, kroch erschöpft quer über die Stufe auf die Schwertlilien zu.

»Seit heute Morgen irrt sie so durch den Garten!«, sagte ich leise.

Mama seufzte auf und ließ sich schwer auf den Stuhl sinken. »So? Ja, sie sucht ihre Eier! Das arme Ding!«, meinte sie mit dunkler, trauriger Stimme.

Ich lachte verlegen auf und wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Im Licht der Abendsonne, die ihr ins Gesicht schien, glänzten Mamas Augen beinahe blau, ihr wie von leisem Zorn überflammtes Gesicht war so reizend, dass ich sie am liebsten in die Arme geschlossen hätte. Und dann hatte ich plötzlich das Gefühl, als gliche Mamas Gesicht dem der traurigen Schlange, die wir eben gesehen hatten. Aus einem unerfindlichen Grunde fürchtete ich, die hässliche Natter, die in meinem Herzen hauste, könnte diese todtraurige, hübsche, wundervolle Mutterschlange eines Tages fressen.

Ich legte meine Hand auf Mamas sanfte, zarte Schulter und spürte, wie ein unerklärlicher Schauer meinen Körper überlief.

Anfang Dezember, nachdem Japan bedingungslos kapituliert hatte, gaben wir unser Nishikata-Haus in Tokio auf und zogen in dieses ein wenig chinesisches anmutendes Häuschen auf der Halbinsel Izu. Nach Papas Tod hatte zunächst Onkel Wada, der jüngere Bruder und einzige Blutsverwandte Mamas, die Sorge für unseren Unterhalt übernommen, aber als der Krieg zu Ende war und alles anders wurde, ließ Onkel Wada Mama wissen, unser Leben könne unmöglich so weitergehen, er sähe keine